

(Nachdruck verboten.)

10] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

Bis in die Mitte der Zelle gehend, umging er mit einem Blick die primitive Einrichtung: links das eiserne Gurtbett, das, in geschmiedeten Haspen an der Wand hängend, hochgeklappt war. Dahinter an derselben Wand das türlose Schränkchen und in diesem Trinkbecher, Ebnapf, Bürsten, Putzzeug und die wenigen Kleinigkeiten, die der Bequemlichkeit des Gefangenen dienen. An der der Zellentür gegenüberliegenden Schmalwand, über mannhoch beginnend, das mit starken Traillen vergitterte Fenster, dessen Glasverkleidung in eisernem Rahmen an einer Gleitstange aus demselben Material herabzulassen war. An der Wand zur Rechten befanden sich ein Tisch und ein Bänkchen, beide zum Aufklappen. Ferner waren in der Ecke der Urrateimer und die Wasserleitung, deren Hahn jedoch nur mit einem vom Aufseher verwahrten Schlüssel zu öffnen war. Außerdem hing an dieser Wand mehr nach dem Fenster zu die Hausordnung.

Die Hausordnung . . . ein ziemlich breites, eng bedrucktes Plakat mit einer ganzen Reihe von Paragraphen, in denen zu lesen war, wie der Gefangene sich zu verhalten und wie er sich nicht zu verhalten habe.

Die Fülle von Anordnungen machte den Knopfsdrücker stuhlig. Man mußte ja das förmlich auswendig lernen, um nicht reinzufallen! . . . Es war eigentlich so gut wie alles verboten! . . . Er fing noch einmal an zu lesen und dann, wie er eingesehen hatte, daß er das so schnell doch nicht bewältigen würde, wandte er sich mit einem Achselzucken ab, ging zum Fenster und zog sich an der Gleitstange im Klimmgang hoch. . . . Er mußte doch wenigstens mal sehen, wo er war! . . . Aber indem er hinaussah und den Klimmgang wiederholte, fiel ihm ein, daß das Hinausschauen aus dem Fenster der Hausordnung zuwiderlief. . . . Sofort ließ er sich herunter, zog aber seinen großen Körper in der nächsten Minute wieder hinauf. . . . Es sah ihn ja keiner . . . und . . .

In dem Augenblick, wo er diesen Gedanken trotziger beenden wollte, hörte er einen klingenden Ton an der Tür und sah, sich umwendend, hinter dem Spion, dem talergroßen Glasfensterchen in eisengepanzelter Tür die kleine Klappe schwingen. Gleichzeitig schloß es an der viereckigen Türklappe, die nach innen fällt und durch die das Essen hereingereicht wird. Das schwarzbärtige Gesicht des Aufsehers erschien in der Öffnung, der sagte in scharfem Ton:

„Das Ausschauen aus dem Fenster ist verboten! Lesen Sie sich gefälligst die Hausordnung durch, Sie!“

Er betonte das letzte Wort, und der Gefangene sah ihn mit einem heimlichen Lachen auf dem Gesicht an.

Aufseher Bartelmann blickte noch durch den Ausschnitt, als ob er etwas sagen wollte. Aber dann schlug er die Klappe heftig zu, und Georg Hellwig hörte ihn gleich darauf in die Nachbarzelle treten.

Da, nebenan, wo wahrscheinlich auch einer seinen Knast im Dunkeln abschob, war jetzt jemand eingetreten. Der dadrin hatte schon immerzu gestöhnt und hatte sich auch heute früh, wo er sein Brot bekam und das Waschwasser herausgab, zum Arzt vormelden lassen. . . . Nützen würd' es ihm ja wohl kaum! Denn da mußte schon einer totkrank sein, um aus dem „Keller“ rausgelassen zu werden. Und es versuchten's ja auch zubielen! Ebenso abends mit den Decken. . . . Wenn weniger als fünf Grad Wärme waren, sollten die im Arrest Sitzenden eine Decke kriegen, und da hatte ihm sein Nachbar, mit dem er im Zentral des Hauses gestanden hatte, bis der Stelleraufseher die Arrestanten übernahm, zugeflüstert, er müßte abends bei der Revision Klosett Papier im Wasser aufweichen und die nassen Kugeln gegen das Quecksilber drücken. Dann fällt das Thermometer und dann giebt's 'ne Decke! . . .

Georg Hellwig verschmähte alle solche Mätzchen. Auch ihm wurde die Nacht in der Kälte, auf der harten Holzbritsche fürchtbar lang. Man schlief ja immer nur eine Viertelstunde, um dann aufzustehen, frostklappernd und mit

schmerzenden Gliedern umherzulaufen, sich wieder hinzusetzen und abwechselungshalber einmal die Kleider auszuziehen und sich damit zuzudecken. Doch der Körper ließ sich durch diesen Betrug nicht täuschen, er zitterte wie Espenlaub, bis die Wanderung durch die Finsternis von neuem begann, in dieser Zelle, deren Maß- und Größenverhältnisse man bald besser kannte wie seine Handfläche.

Auch die zornige Wut hatte in dem Knopfsdrücker allmählich nachgelassen. Diese sieben Tage Dunkelarrest, von denen er jetzt erst den dritten abmachte, hatten ihn überzeugt, daß mit offenem Widerstand in diesem Hause nichts zu erreichen sei. Und er ärgerte sich über seine Unklugheit, die ihn schon am fünften Tage seines Aufenthalts im Gefängnis mit dem Aufseher Bartelmann in einen Streit hatte kommen lassen, der in Tätlichkeiten ausartete.

Angezeigt hatte der Aufseher ihn, wie vorauszusehen war, zuerst nicht. Aber dafür hatte er jede Rücksicht, die man solchen gering bestrafte Neulingen im Gefängnis sonst wohl erweist, fortgelassen. Wenn das Eßgeschirr nicht blühsauber war, oder das viel zu kleine Handtuch, mit dem Gott weiß was gemacht werden sollte, nicht ganz akkurat an seinem Plak hing, so monierte das der Aufseher in der schärfsten Form. Nie konnte ihm Hellwig, der an sich kein hauswirtschaftliches Genie war, das Bett zu Dank aufmachen. Früh war er nicht schnell genug dabei, die Müllschaufel mit dem Kehricht in den Korb des rasch vorbeieilenden Kalfaktors zu leeren und später hatte der Aufseher die nicht sauber genug gefegte Zelle zu tadeln. Mit einem Wort, es gab immer etwas, und wenn sich der Gefangene auch nur den leisesten Widerspruch erlaubte, so schnauzte ihn der Aufseher wütend an, wobei er ganz dicht und sehr rasch an den Gefangenen herantrat, der übrigens auch nicht einen Zoll breit zurückwich.

Der Gefangene war mit Kartonkleben beschäftigt und die Arbeit ging diesem geschickten Menschen, der die Handgriffe im Umsehen erlernte, auch gut von Statten. So stellte er denn auch schon am dritten Tage das Pensum fertig, was den Arbeitsaufseher veranlaßte, ihn sehr zu loben.

Dem Knopfsdrücker stieg dieses Lob hier erst recht zu Kopf. Er wies er hier nicht wieder, daß er zu den ganz Tüchtigen gehörte, daß er ein ordentlicher, brauchbarer Mensch war, dem diese vornehme Wande wegen nichts und wieder nichts seine Existenz und seine Ehre geraubt hatte?! . . . In ihm bildete sich immer mehr das Gefühl heraus, mit dem der Märtyrer seinen Qualen standhält. Und allmählich setzte sich in ihm die Ueberzeugung fest, seine Kollegen und Freunde würden das auch einsehen und würden, statt ihn zu verachten, ihn jetzt erst ganz besonders hoch schätzen und ehren.

Diese Empfindung gab ihm immer größere Standhaftigkeit, und wäre er zufällig auf eine andere Station gekommen, die ein nachsichtigerer Aufseher kommandierte, so hätte er wahrscheinlich seine Strafe ohne jede besondere Unterbrechung abgeessen.

Aber am fünften Tage, gleich nach dem Essen, passierte ihm das Malheur, daß er den Kleistertopf umwarf und dadurch sein Material an Goldpapierstreifen verlor. Seine Instruktion ging dahin, in solchen Fällen sofort die Klingel zu ziehen, um von dem Aufseher die Beschaffung neuen Materials zu erbitten.

Er klingelte.

Aufseher Bartelmann hatte sich einen Augenblick hingelegt unten in seiner Zelle, er hörte wohl das Klingeln, aber es erweckte ihn nicht ganz. Nicht lange darauf ging die Klingel wieder, und als sich nun der Beamte noch ein wenig verschlafen langsam erhob, da schrillte die Glocke oben wieder und jetzt ununterbrochen.

Nun kam der Aufseher wie ein Ungewitter die Treppe herauf und in Hellwigs Zelle.

„Was wollen Sie?“

Dabei stürmte er in seiner gewohnten Weise, den Bauch vorredend, auf den Gefangenen los und berührte ihn.

„Nanu, man nich so dicke ran!“ sagte der Knopfsdrücker ganz laut.

„Was? . . . was?“ Bartelmanns Zähne knirschten, er war kreidebleich.

„Was sagen Sie da?“

Und dann, sich besinnend, daß er ja selbst wieder die Ver-

anlassung zu dieser Respektwidrigkeit gewesen, fügte er in bullerndem Tone hinzu:

„Was ist denn überhaupt los?“

Sein Auge überflog die Zelle und blieb am Tisch, an der verdorbenen Arbeit hängen:

„... Aha, weil Sie 'n Ferkel sind! 'n Schwein! 'n richtiges Dreckschwein sind Sie! Jawoll 'n...“

Er kam nicht weiter, Hellwig hatte ihn gepackt und mit einem so heftigen Stoß gegen den Türpfosten geschleudert, daß er aus der Zelle toumelte. Im nächsten Moment hatte der Aufseher seinen Säbel herausgerissen und wollte auf den Gefangenen los, dessen herkulische Kraft er ja nicht kannte. Ein kurzes Ringen — dann flog der Säbel über das Eisengeländer in den Keller hinab und der Aufseher sank, von einem schrecklichen Faustschlag zwischen die Augen getroffen, zu Boden.

Aber schon eilten aus allen Galerien die Beamten herbei. Der Gefangene stand in seiner Zellentür vor dem Aufseher, der sich mühsam emprobrachte. . . . Sollte er den Kampf aufnehmen, mit den andern auch, und so wenigstens noch ein paar mitnehmen, wenn er selbst schon weg mußte?!

Er sah, mit rasender Schnelligkeit denkend, alles voraus, wie es kommen würde. Aber auch die Kürze seiner Strafe fiel ihm ein — noch konnt' es ja so schlimm nicht werden; dem Kerl da war nichts passiert und er . . . er war ja gereizt worden . . . er . . .

„Gehen Sie in Ihre Zelle!“ brüllte der erste Aufseher, der, den Säbel in der Rechten, heran war.

Georg Hellwig tat wie ihm befohlen.

Und dieser und noch ein anderer Beamter rissen die nach innen gehende Tür zu und drehten den Schlüssel herum, als wenn sie einen Tiger gefangen hätten. . . . Da hatte der Gefangene trotz alledem lächeln müssen; dieses Bewußtsein seiner Kraft und seiner Furchtbarkeit ließ ihn die Angst vergessen vor dem, was ihm für seine Widersehlichkeit etwa passieren könnte.

Zehn Minuten später kamen zwei mit Revolvern bewaffnete Beamte und führten ihn ab, in Untersuchungsarrest. Und am nächsten Tage kam er vor, beim Polizeizeinspektor, der ihm eine donnernde Rede hielt und ihm sieben Tage Dunkelarrest zudiktierte. Von einer gerichtlichen Bestrafung hatte man abgesehen, weil das Benehmen des Aufsehers, den seine Vorgesetzten als cholertisch kannten, offenbar auch nicht einwandfrei gewesen war. Und so viel Mühe sich auch der Polizeizeinspektor gegeben hatte, den Aufseher zu entschuldigen und sein Tun als völlig korrekt hinzustellen — Hellwig hatte doch den innerlich erhebenden Eindruck mitgenommen, der eigentlich Beurteilte wäre der Aufseher. Sein seelisches Konto war wieder um ein erlittenes Unrecht reicher und noch mehr als vorher wuchs in ihm der Glaube an die absichtliche Vergewaltigung der Armen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Was Ihr wollt!

oder

Der letzte preussische Ministerrat.

(Die Szene spielt rechts und links von der Zivilisation, nämlich in Preußen.)

Der Ministerpräsident: (schweigt großartig.)

Der Finanzminister: Der Herr Präsident will sagen, daß er soeben die Sitzung eröffnet hat.

Der Ministerpräsident (philosophisch): Wir werden sehen, wir werden hören und dann wird sich's finden.

Der Finanzminister: Diese ungeheuerliche Hinterziehung muß endlich aufhören.

Der Landwirtschaftsminister: Psst! Deibel, der reine Delbrück! Es handelt sich nicht um die Hinterziehung indirekten Guts — das ist Gottlob bei uns Menschenrecht. Es handelt sich vielmehr um die Hinterziehung der heiligsten irdischen Erhabenheit: des Königsworts.

Der Kultusminister: Schon Shakespeare sagt: In einem Königswort darf man nicht klumpen.

Der Finanzminister: So ist es. Wir müssen uns endlich über den Passus der Thronrede entscheiden. Sollen wir nun, in Einlösung des Königsworts von 1908, die Wahlreform in Aussicht stellen oder nicht?

Der Ministerpräsident (grüblerisch): Wir werden sehen, wir werden hören und dann wird sich's finden.

Der Finanzminister: Nein, es eilt. In drei Tagen muß die Thronrede verlesen werden.

Der Handelsminister: Kündigen wir neue Erhebungen an. Wir müssen doch erst statistische Untersuchungen über die Wirkungen aller deutschen Wahlssysteme anstellen.

Der Kultusminister: Ja bin gegen solchen wissenschaftlichen Unflug. Ueber diese ganze Biologie . . .

Der Justizminister: Ich konstatiere in dem Vorschlag, das Königswort durch einen Passus der Thronrede zu entweihen, eine bedenkliche Sentung des monarchischen Empfindens und ein Eindringen des demokratischen Pöbelgeistes selbst in unseren Kreisen. Juristisch liegt der Fall so: Wenn Majestät wirklich das Versprechen gegeben haben sollten, so muß es nicht nur nicht eingelöst werden, es darf gar nicht eingelöst werden. Oder wollen wir etwa den König an sein Wort binden? Das hieße seine Souveränität unter ein Wort beugen. Es würde dann ein Wort höher als der Träger der Krone selbst. Er wäre der Sklave eines Versprechens und hörte auf, Souverän zu sein. Mit Recht haben unsere Vorfahren darauf bestanden, daß die monarchischen Rechte nicht durch den papiernen Wisch einer Verfassung gemindert werden dürfen, daß der Monarch — bei Gefahr seines Daseins — selbst nicht Recht habe, auf einen Teil seiner göttlichen Machtvollkommenheit freiwillig zu verzichten. Sollen wir jetzt durch ein bloßes Wort die Monarchie in den Staub treten lassen, das doch noch weniger ist als ein papierner Wisch? Die Majestät nötigen, sein Wort zu halten, heißt sie ihrer Macht berauben. Wir dürfen dem Monarchen nicht einmal gestatten, daß er sich an sein Wort gebunden fühlt; das wäre Selbstentthronung! So viel über die Sache vom staatsrechtlichen Standpunkt. Aber auch zivilrechtlich ist die Sache unzulänglich. Die Wahlrechtsforderung ist seit 60 Jahren verjährt — sie kann überhaupt nicht mehr erhoben werden — geizlich!

Der Kultusminister (mit offenem Munde): Eine großartige Wissenschaft, die Arithmetik!

Der Finanzminister: Ich stimme dem Vorredner zu, das Volk ist leider nicht juristisch vorgebildet, nicht durchweg; es hat eigentümliche, ungeklärte Begriffe von Königsworten.

Der Polizeiminister: Das Volk? Dafür Sorge ich. Keine Eingriffe, bitte, in mein Ressort!

Der Finanzminister: Schließlich das Ausland! Auch dort hat man gewisse Vorstellungen. Ich erinnere an Frankreich, England . . .

Der Landwirtschaftsminister: Wir leben in Preußen! Der ausländische Mist . . .

Der Ministerpräsident (weitblickend): Wir werden sehen, wir werden hören und dann wird sich's finden.

Der Handelsminister: Treten wir in die Einzelberatung ein. Gibts überhaupt ein Wahlsystem, auf das wir uns einlassen können? Zum Beispiel das geheim e Wahlrecht?

Der Kultusminister (lebhaft): Dafür bin ich unbedingt, aber es muß nicht nur ein geheimes, sondern auch ein sittliches Wahlrecht sein. Erheben wir die Münchener Redoutenberordnung zum Maßstab: Das Wahlloos muß belichtet sein, darf durch keine Vorhänge der Moral entzogen werden, die Breite des Raumes muß mit der lichten Weite des Eingangs übereinstimmen und die Wände dürfen nicht höher als 1,40 Meter sein. So wird man geheim, aber moralisch wählen. (Allgemeine Zustimmung.) Aber wie steht es mit der gleichen Wahlkreiseinteilung?

Der Handelsminister: Läßt sich auch machen. Wir machen die Wahlkreise alle gleich, aber die Zahl der zu wählenden Abgeordneten stellen wir zwischen 1 und 10.

Der Polizeiminister: Ich stelle das Amendement: von 0 bis 10. Berlin braucht keinen Abgeordneten, wo es seinen Polizeipräsidenten hat. (Wird beschlossen.)

Der Finanzminister: Die Wahlreform marschiert! Bleibt noch eine Schwierigkeit: Die Klassen! Wenn wir selbst in der dritten Klasse Pluralstimmen gemäß der Zahl der Steuerstufe gewähren, so bleibt doch immer die Ungerechtigkeit, daß man, wenn man aus Gumbinnen nach Wiesbaden zieht, aus der ersten in die dritte Klasse herabsinken kann. Das ist das Problem . . .

Der Ministerpräsident: Wir werden sehen, wir werden hören und dann wird sich's finden. (Allgemeine stundenlange Ratlosigkeit.)

Der Polizeiminister (in plötzlicher Erleuchtung): Kinder, ich hab's. Leben wir in einem freien Staate oder nicht? Ich denke in einem freien. (Der Justizminister: Steht in der Verfassung!) Also: Jedes Wahlrecht ist Zwang, Einbruch in die persönliche Freiheit. Also überhaupt kein Wahlrecht! Jeder kann nach einem Wahlrecht wählen, nach dem er will . . .

Der Kultusminister (hauzend): Das Ei des Laotool!

Der Finanzminister: Aber —

Der Polizeiminister: Nein aber! Die Sache ist ganz einfach. Jeder kann sein eigenes Wahlrecht frei ausüben und . . .

Alle (erregt): Und? Und? . . .

Der Polizeiminister: Und wer dann in die Abgeordneten-Wade zugelassen wird — das bestimmen der Hehdebrand und der Kopp!

Der Finanzminister: Nunmehr kündigen wir die Wahlreform an!

Der Ministerpräsident (tiefsinnig ergriffen): Wir werden sehen . . .

Jo.

Die Barrikade.^{*)}

Clemenceau hat einmal während seiner Ministerchaft in einer Unterredung mit Gewerkschaftsführern den die Rolle bürgerlicher Regierungen im Klassenkampf treffend bezeichnenden Satz geprägt: „Wir stehen nicht auf derselben Seite der Barrikade“. Er ist zum geflügelten Wort geworden und hat jetzt auch Paul Bourget den Titel seines neuen Dramas dargeboten. Die Idee des Stückes aber hat Bourget dem Schriftsteller entnommen, der als der Philosoph des französischen Syndikalismus gelten darf. In seinen „Reflexionen über die Gewalt“ („Réflexions sur la violence“, Paris, Verlag des „Pages libres“ 1908) sagt Georges Sorel: „Am Tage, wo die Unternehmer erkennen werden, daß sie durch die Einrichtungen des sozialen Friedens oder durch die Demokratie nichts zu gewinnen haben, werden sie begreifen, daß sie von den Leuten schlecht beraten waren, die ihnen zuredeten, ihren Beruf als Schöpfer von Produktivkräften für die vornehme Profession zum Erziehen des Proletariats aufzugeben. . . Die Gewalttätigkeit des Proletariats kann nicht nur die künftige Revolution sichern, sondern sie scheint auch das einzige Mittel zu sein, das den durch den Humanitarismus verblödeten Nationen zur Verfügung steht, um ihre einflügelige Energie wiederzugewinnen. Diese Gewalttätigkeit zwingt den Kapitalismus, sich einzig mit seiner materiellen Rolle zu beschäftigen und hat die Tendenz, ihm die kriegerische Eigenschaft wiederzugeben, die er ehemals besaß. Eine wachsende und fest organisierte Arbeiterklasse kann die Kapitalistenklasse zwingen, ihre Leidenschaft im industriellen Kampf zu bewahren. Wenn sich gegenüber einer nach Eroberungen gierigen reichen Bourgeoisie ein einziges revolutionäres Proletariat erhebt, wird die kapitalistische Gesellschaft ihre geschichtliche Vollendung erreichen.“ Sorel hält diese Anschauungen für den wahren, von allem Unkraut des historischen Zufalls und wissenschaftlichen Mißverständnissen gereinigten Marxismus. In Wirklichkeit hat sich darin eine nicht unverständliche Mißstimmung über demokratische Trivialitäten, von denen sich die sozialistische Bewegung Frankreichs noch nicht ganz befreit hat, mit einer schrullenhaften pedantischen Literatenschwärmerei vereinigt. Weltfremde Stubengelehrtheit, die das stille Heldentum des proletarischen Kampfes nicht kennt, ruft die große Gefahr herbei, um der Arbeiterklasse den Heroismus einzupfeifen und formt politische Theorien aus dem Zarathustra-Wort: „Ihr sollt nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten. Ihr müßt stolz auf euren Feind sein!“

Aus der Sphäre der Ideologie in die der politischen Praxis herabgezogen, bieten die Sorelschen Gedanken der Reaktion eine Rechtfertigung des brutalsten Scharfmachertums und die vulgärste Deutung der Klassenidee dar. Die demagogische Verdächtigung von Sozialisten, die wissenschaftliche Erkenntnis und sittlicher Idealismus zum Proletariat geführt hat, vermag sich ihrer zu bedienen, und die wildeste Ueberspannung des kapitalistischen Herrschaftsanspruchs kann als Erfüllung eines historisch-sittlichen Imperativs ausgeboten werden. Die Unveröhnlichkeit der Klassegegensätze wird zum Argument für die Vestialität der bedrohten Mächthaber.

Paul Bourget hat den Klassenkampf in diesem Sinne schildern und verklären wollen. Seine „Barrikade“ ist ein leidenschaftliches Tendenzstück, zunächst gegen den Syndikalismus und weiter gegen den revolutionären Sozialismus überhaupt gerichtet, als dessen Repräsentant der Syndikalismus gelten soll, weil er seine verwundbare Erscheinungsform ist. Sicher ist es auch einem von Wahrheitsdrang getriebenen Dichter unmöglich, den modernen sozialen Kampf unvoreingenommen darzustellen. Die dramatische Analyse sozialer Formen und Charaktere wird immer nur eine verdeckte Ausbreitung deduktiver Urteile sein, und der Autor zieht keine Nummer aus dem Sad theatralischer Beweise, die er nicht selbst hineingeworfen hat. Seine wissenschaftliche Objektivität ist also bestenfalls Selbsttäuschung. Paul Bourget aber hat sich keinerlei Mühe gegeben, an sie glauben zu machen. Aus der Art allein, wie er die bürgerliche und die proletarische Schladreihe, Licht und Schatten verteilt, darstellt, geht seine Absicht hervor, die Kapitalistenklasse ganz ins Recht, die revolutionäre Arbeiterklasse ganz ins Unrecht zu setzen. Damit hat er jedoch seinem Beweise selbst das Genick gebrochen. Die Logik der von Sorel entwickelten Idee verlangte von ihm, die Kapitalisten wie die Arbeiter, von einem unüberwindlichen sozialen Gesetz getrieben, als Vertreter geschichtlich gebener Rechtsansprüche einander gegenüberzustellen. Aber dem literarischen Monarchisten Bourget sitzt eben der Spießer im Nacken, und so fängt er an zu moralisieren und — zu fälschen. Die Gewerkschaftler sind erhigte Egoisten, Dummköpfe oder Lumpen, die die Unternehmer mit unberechtigten Forderungen heimtuchen, die Bourgeois heldenhafte Verteidiger des im Naturrecht gegründeten Profits, wackere Gefühlsmenschen und selbstlose Wohltäter. Das Stück könnte glauben machen, daß es eine soziale Frage, Massenelend, Arbeitslosigkeit, Ueberarbeit

gar nicht gebe und daß die Arbeiterbewegung nur ein Produkt der Bosheit, des Neides und der Habgucht, eine im großen Stil organisierte Straßenauberei sei.

Nochte, künstlerisch genommen, bei einer solchen Parteilichkeit immer noch eine Komödie im Karikaturstil eines Aristophanes möglich sein, so hat allerdings die Furcht oder die Unfähigkeit des Verfassers, auf die konventionellen Elemente theatralischer Wirkung zu verzichten, sein Werk auch im literarischen Sinne gelüpft. Bourget entwickelt den Konflikt des Stückes aus Liebes- und Eifersuchts-motiven. Langouet, der Werkführer einer großen Kunsttischlerei, wird aus einem träumerischen Utopisten ein Anarchosyndikalist, weil er das, in derselben Fabrik beschäftigte Mädchen liebt, das sein Arbeitgeber Breichard zur Geliebten hat und hiedernämlich als legitime Gattin heimführen will. Aus Eifersucht leitet er die Arbeiter zur Sabotage (Zerstörung) wertvoller Möbel an, treibt sie in einen unmotivierten Ausstand und will schließlich das Lager der von Streikbrechern hergestellten Arbeiten in Brand stecken. Das Mädchen aber, das während des Streiks auf die Seite der Arbeiter tritt, handelt gar nicht, wie sie bellamiert, weil sie ihrer Klassezugehörigkeit bewußt wird, sondern weil sie den Werkführer im Herzen trägt.

Wie kann aber die in einer exzeptionellen Verkettung privater Schicksale auftretende Eifersucht eines Werkführers die organisierte bürgerliche Gewaltpolitik rechtfertigen? Dem Verfasser bleibt nichts übrig, als die Begründung durch eine ziellose Verunglimpfung der Arbeiter zu erlesen. Aus dem tragischen Zusammenstoß der Klassen wird ein verlogenes Melodrama mit eingeleiteten Klüppelzügen, worin die verhassten Gestalten der proletarischen Aktion, mit allen Zeichen der Gemeinheit und der Vertrottelung gestempelt, dem bürgerlichen Publikum vorgeführt werden. Das Melodrama verflüchtigt sich schon in der Aufmachung des Theaterzettels. Jeder Akt hat seinen besonderen Titel: Die Sabotage; der Streik; die Jagd auf Streikbrecher; nach dem Streik. Und in jedem werden Beschimpfungen der Arbeiterorganisationen, Beispiele von Unternehmerhochmut, Auforderungen zum Niederknüppeln des Proletariats um den Beifall der Profitgenießer. Nicht ohne lächerliches Raffinement spekuliert Bourget auf die Wut, die das sensationslüstige Treiben der Anarchosyndikalisten in der Bourgeoisie und vielleicht noch mehr im „Mittelstand“ erweckt hat. Die prahlerisch ausgegebene Parole der Sabotage, die, würde sie in merkwürdiger Nahe befolgt, bald die kampftüchtigsten Elemente der Arbeiterschaft mit den entartetesten zusammenwerfen würde, wird als wohlorganisierte Praxis vor die Augen gebracht, eine Karikatur des bekannten Syndikalisten Pataud geht, mit groben Merkmalen der Lächerlichkeit und Verächtlichkeit ausgestattet, über die Szene und wird vom Unternehmer mit überlegenem Hohn hinauskomplimentiert, auf der Bühne wird mit demonstrativer Unmündlichkeit eine Nummer der „Humanität“ ausgebreitet und daraus eine — dort wirklich erdichtene — wenig geschmackvoll stilisierte Anweisung zur Behandlung von Streikbrechern vorgelesen, das Programm eines Unternehmerverbandes wird proklamiert, der Streikführer ohne Gnade dem Hungertode preisgibt, und der entlassene Werkführer torlekt betrunken herein, um das Schicksal zu zeigen, das der Beruf der Gewerkschaftsbeamten verspricht. Dazu eine maklos heftige Sprache, die mit Behagen im Kehrichtkasten der Ordinarität wühlt: „Der Syndikalismus ist sehr schön auf dem Papier. Die Solidarität der Arbeiter, das ist wunderbar in der Theorie. Die Wirklichkeit ist anders. Eine Herde von Schwachköpfen, von gefäßlichen Vurichen und schamlosen Genießlingen geföhrt.“ Oder an anderer Stelle: „Die Apachen des Syndikalismus. . . Sie widern mich an, diese Gewerkschaftler, und es amüsiert mich, ihnen eine Nase zu drehen. . . Das krepiert vor Hunger für den Baboeuf. (So heißt der Gewerkschaftsführer.) Ich habe sie im Magen, die Schweinefunde.“

Diese letzten Sätze sind einem Arbeiter in den Mund gelegt, dem Streikbrecher Gauderon, über den der Autor den Lichtganz innigen Wohlwollens ausgießt. In der Gewisheit, für den neckischen Humor dieses Braven, der nicht aus Sorge um Frau und Kind, sondern aus Knechtstum und Bosheit seinen Kameraden in den Rücken fällt und Lust hat, lieber ein paar von ihnen niederzuknien, als die von ihm behüteten Möbel zerstören zu lassen, verständnisvolle Sympathie bei den Zuhörern zu erwecken, überfieht Bourget ganz, daß er dabei der Grundidee des Stückes, daß jeder zu seiner Klasse halten soll, ins Gesicht schlägt. Wie er zum Schluß auch, damit sein Fabrikant nur ja in Heiligenschein aller Tugenden erstrahle, bieten den nötigen Fonds für eine kooperativen spenden läßt, in der die von der auf seinen Antrieb gegründeten Unternehmerliga ausgesperrten beschäftigt werden sollen.

Die „Barrikade“ hat vor dem geladenen Publikum der Generalprobe, der Gesellschaftsgrößen und Zeitungsleute mit der Schmarotzeraristokratie der Theaterhalbwelt vereinigt, einen demonstrativen Weifall errungen. Der Verfasser dieser Kritik, der der folgenden offiziellen Premiere beiwohnte, nahm eine immerhin von Entbusiasmus ziemlich entfernte Aufnahme wahr. Vermutlich war es die literarische Erziehung und die gesellschaftliche Zurückhaltung eines gebildeten und etwas blasierten großbürgerlichen Publikums, die sich der rückhaltlosen Anerkennung eines so durchaus gewöhnlichen, mit Anhäufung von Zufällen und unwahrscheinlichen Attenden auf die Kränendrösen arbeitenden, stellenweise auch langweiligen Stückes widersetzte. Wohl spendeten offenbar in ihren persönlichen Interessen ergriessene Zuschauer und Zuschau-

*) Paul Bourget, der im Laufe der Zeit ganz zum banalen reaktionären Tendenzschriftsteller geworden ist, lieh im Pariser Vaudeville-Theater ein Drama aufzuführen, das eine „dichterische“ Verherrlichung der Scharfmacherei sein will. Es heißt „Die Barrikade“ und der Verfasser bekent offen, daß seine Absicht ist, die Bourgeoisie zur gewalttätigen Offensive im Klassenkampf aufzufordern. In einem Briefe an das „Journal des Débats“ schreibt er, daß er sein Stück, wenn die Unterwelt nicht aus der Mode gekommen wären, genannt hätte: „Die Barrikade oder die Erziehung durch die Gewalt“.

rhnen manchen Ausfällen gegen die Arbeiterschaft hitigen Applaus, aber im ganzen herrschte ein etwas kühles Wohlgefallen vor, und manche der größten Schmähungen fielen ganz unter den Tisch. Dagegen soll sich bei den weiteren Ausführungen eine erregte Teilnahme eingestellt haben, die die elegante Zuhörerschaft des teuren Vaudeville-Theaters in eine von wilder Leidenschaft ergriffene, in einer Orgie des Hasses tobende Versammlung verwandelt. Jedemfalls ist die Entschiedenheit und Aufführung eines solchen Stückes ein Zeugnis für die außerordentliche Verschärfung des Klassenkampfes. Die Zeit der humanitären Demokratie, die mit den Vorstellungen eines ethischen, die Klassen verhöhrenden Sozialismus spielte, und des sozialen Dilettantismus der bürgerlichen Intelligenz ist vorüber. Die wahrste Gestalt des Bourgeoischen Schauspielers ist der Fabrikantensohn, den die Wirklichkeit des Ausstands im väterlichen Unternehmen aus seinen sentimentalen Träumereien sofort erlichtert in den Kreis seiner Klasse zurückführt. Die bourgeoisen Väter und Mütter sehen die Widerkehr dieses verlorenen Sohnes mit besonderer Befriedigung. Die Begeisterung, die proletarische Zuhörer zuweilen hochgemuten, wenn auch literarisch nicht ganz einwandfreien Freiheitsforderungen entgegenbringen, hat schon manchem bürgerlichen Literaturrichter ein überlegenes Lächeln entlockt. Wir möchten ihm gleichwohl nicht das grinsende Behagen vorziehen, das dem Spießer auf die Lippen tritt, wenn irgend ein Ideal zu den Toten geworfen wird.

Otto Pöhl.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Natürliche Strafen. Unter natürlichen Strafen verstehe ich Strafen, die aus der Natur der strafbaren Handlung selbst hervorgehen. „Nur wer schlägt, wird geschlagen“, steht an der Tür eines Berliner Kindergartens und die Kinder wissen das wohl zu beachten. Man soll überhaupt nur strafen, wenn man das Kind durch die Strafe zu bessern glaubt; dazu ist notwendig, daß das Kind das Strafbare seiner Handlung einsehen lerne. Die natürliche Strafe ist wie keine andere geeignet, das Kind zu dieser Einsicht zu führen. Hier ein Beispiel: Ich nähe und die Kinder spielen um mich herum. Da bemerke ich meine Schere und bitte Gretchen, mir die Schere zu holen. Gretchen antwortet mir: „Ach Mutti, ich bin gerade mitten im Spiel und kann jetzt nicht aufhören.“ Ich nähe ruhig weiter. Nach einer Weile kommt Gretchen und reicht mir ihre Puppe: „Bitte, Mutter, binde der Puppe eine recht schöne Schleife.“ Ich antworte: „Ach Gretchen, ich bin gerade mitten im Nähen und kann jetzt nicht aufhören.“ Ein erstaunter Blick, die Puppe fliegt auf den Boden und binnen einer Minute bin ich in dem glücklichen Besitz meiner Schere, und die Puppe hat ihre Schleife bekommen.

An diesem Beispiel, das der Praxis entnommen ist, treten die Vorteile dieser Strafmethod klar hervor. Hier gibt es kein Fetern und Schreien des Kindes, keine Moralpredigten der Mutter; die Tat selber spricht. Von dem Erzieher verlangt diese Bestrafungsweise Selbsterziehung und vor allem Geduld.

Astronomisches.

Die erste Himmelsbeobachtung durch das Fernrohr. In diesen Tagen kann die Astronomie das dreihundertjährige Jubiläum des Tages feiern, da zum erstenmal ein Gelehrter den Himmel durch ein Fernrohr musterte und mit einem Schläge der astronomischen Forschung die Bahn zu einer neuen Ära freimachte. Am 7. Januar 1610 richtete Galilei, wie G. Renardot in der „Nature“ ausführt, sein neukonstruiertes Fernrohr gegen die Sterne und sah, was vordem kein Mensch gesehen. Auf dem Monde sah er gebirgige Massen und mehr oder minder glänzende Punkte, schimmernde Kreise, die er mit dem Anblick eines Pflaushwanzes vergleicht und die man später als Krater erkannte. Unter der Beobachtung mit dem Fernrohr schienen sich die Sterne wie durch Zauberei zu vervielfältigen. In den Plejaden sah man nicht mehr sieben oder acht Gestirne: das magische Rohr läßt deren mehr als vierzig erkennen. Die Milchstraße ist nicht mehr ein weißlicher nebelhafter Streifen am Firmament: sie gleicht einer Staubwolke von Sternen. Und die Beobachtung von Planeten, besonders die des Jupiters, enthüllt Galilei die wahre Form des Sonnensystems. Schon vorher hatte der große Italiener dem neuentdeckten Fernrohr seine Arbeitskraft zugewandt. Etwa im Mai 1609 erhielt er Kenntnis von der holländischen Entdeckung, studierte das System der Strahlenbrechung und konstruierte sein erstes Fernrohr, das er dem Dogen von Venedig überreichte. Es war eine Bleitube von etwa 50 Zentimeter Länge; als Objektiv diente ein lonyexes Glas von 40 Millimeter und als Okular eine kleine, konvexe Linse. Von der Höhe des Campanile zeigte Galilei seinen begeisterten Freunden durch das Fernrohr die Schönheiten der Lagunenstadt, die alle wie durch ein Wunder in nächtliche Nähe gezaubert schienen. Aber Galilei ist mit dem Erfolge nicht zufrieden; rastlos vervollkommnete er seinen Apparat, und nach Ablauf von kaum acht Monaten hat er ein neues Fernrohr konstruiert, das die Gegen-

stände 30fach vergrößert. Am 7. Januar 1610 richtete er das neue Instrument auf den Jupiter. Er sieht den Planeten in gewaltiger Vergrößerung; zu beiden Seiten aber gewahrt er winzige Sterne, zwei zur Linken, einen zur Rechten. Am folgenden Tage setzt er die Beobachtung fort, doch zu seiner großen Verwunderung haben die kleinen Sterne ihren Platz gewechselt: nun stehen alle drei zur Rechten des Jupiter. Erst am 10. kann Galilei wieder den Jupiter erkennen: doch statt der drei Sterne gewahrt er nur zwei zur Linken. Der 11. Januar bietet das gleiche Bild. Erst am 13. sieht er zum erstenmal die vier Trabanten zusammen, einen östlich, die drei anderen westlich. Am 15. stehen alle vier im Westen. Von nun ab verfolgt Galilei auf das genaueste ihre Bewegungen, zeichnet ihre Bahn auf und erkennt die Sterne als Trabanten, die den Jupiter umkreisen wie der Mond die Erde. In dieser Analogie findet Galilei ein starkes Argument für das System des Kopernikus, und der Astronomie eröffnen sich neue Horizonte. Galileis Entdeckungen erregen das höchste Aufsehen. Am 19. April 1610 richtet Kepler einen begeisterten Brief an seinen italienischen Strebenstgenossen. Er bewundert die Einfachheit des Galileischen Fernrohrs, und Kepler ist es, der das Instrument vervollkommnet und dann das eigentliche astronomische Fernrohr erfindet. Während aber Galilei in Padua in den Januarnächten des Jahres 1610 den Jupiter beobachtet, hatte auch ein deutscher Astronom das neue Instrument auf die Sternennwelt gerichtet: am 8. Januar entdeckte Simon Marius in Ansbach drei der Jupitertrabanten.

Technisches.

Die Elektrizität auf der Bühne. Die Theaterbrände sind bei uns glücklicherweise ein seltenes Vorkommnis, aber es ist durchaus richtig und lobenswert, daß man deshalb nicht die Maßregeln zur Verhütung solcher Unglücksfälle in unseren Theatern schon als vollkommen betrachtet, sondern noch immer weiter an ihrer Verbesserung arbeitet. Wäre das nicht der Fall, so würde man es doch einmal erleben, daß, mit einem bekannten Sprichwort zu reden, der Brunnen erst zugebuddelt wird, wenn das Kind hineingefallen ist. Die immer zunehmende Entwicklung in der Anwendung von Elektrizität im Bühnenbetrieb stellt auch der Vernunftgemäßigkeit unserer Theater immer neue Aufgaben, und ihre Berücksichtigung ist in dem Erlaß neuer Vorschriften zum Ausdruck gelangt, denen der „Elektrotechnische Anzeiger“ eine ausführliche Besprechung widmet. Mehrere dieser Gebote beziehen sich auf die Beleuchtung der Theater und ähnlicher Lokale, die zur Aufnahme großer Menschenmengen bestimmt sind. Zunächst soll unbedingt außer der Hauptbeleuchtungsanlage noch eine Einrichtungs zur Notbeleuchtung vorhanden sein. Diese darf zwar gleichfalls elektrisch sein, muß aber ganz unabhängig von jener durch eigene Akkumulatorenbatterien gespeist werden. Ebenso muß die Notbeleuchtung selbstverständlich ihre eigenen Leitungen besitzen. Nur so kann eine Gewähr bestehen, daß im Fall des Versagens der Hauptbeleuchtung nicht völlige Dunkelheit eintritt, die notwendig eine etwa bereits vorhandene Gefahr aufs äußerste verschlimmern würde. Die Notbeleuchtung muß sogar nach den neuen Vorschriften gleichfalls elektrisch sein, da die Verwendung von anderen Beleuchtungsmitteln in Theatern überhaupt verboten ist. Ferner wird die Scheidung der Leitungsanlagen für die Bühne und den Zuschauerraum nebst seinen Nebenräumen gefordert. Auch für die Befestigung der Beleuchtungskörper, für die Art der etwa vorhandenen Bogenlampen und andere Einzelheiten sind genaue Regeln festgesetzt worden. Hochgespannter Strom ist in Theatern verboten, übrigens auch schon durch die vom Verband deutscher Elektrotechniker vereinbarten Maßregeln ausgeschlossen. Wird, wie es jetzt bei Schaustücken und Feerien so häufig der Fall ist, auch die Kleidung der darstellenden Personen mit elektrischen Lämpchen ausgestattet, so wird dafür eine ganz geringe Spannung von nur 10 bis 30 Volt empfohlen, demgemäß auch die Verwendung besonderer Batterien oder kleiner Akkumulatoren. Ferner wird besonderer Bedacht auf die Vermeidung der Möglichkeit einer Funkenbildung genommen. Sollen derartige Lämpchen an Dekorationsstücken wie an Wagen, an Tiergestalten oder dergleichen angebracht werden, so können auch einfache Taschenbatterien, wie sie bei den bekannten Taschenlampen benutzt werden, zur Anwendung kommen. Selbstverständlich können diese auch von den Darstellern für gewisse Zwecke gebraucht werden, wie es schon häufig der Fall ist. Eine Funkenbildung ist dabei ganz ausgeschlossen. Die Feuergefährlichkeit im allgemeinen ist wesentlich größer, wenn das Theater über große Akkumulatorenbatterien verfügt, die zur Versorgung der Bühnenbedürfnisse ausreichen. Wenn aber eine gewöhnliche Betriebsspannung benutzt wird, so müssen eben mehr Sicherheitsmaßnahmen beobachtet werden. Selbst bei der Entstehung geringfügiger Brände, wie sie durch herabfallende Kohlenstücke von den Bogenlampen verursacht werden können, ist eben im Theater immer noch mit der Gefahr einer Panik zu rechnen. In manchen Fällen ist man auch durch sinnreiche Einfälle dazu gelangt, gefährliche Manipulationen ganz auszuschließen. So werden Feuerflammen jetzt gewissermaßen ganz ohne Feuer erzeugt, indem man Seidenbänder von geeigneter Farbe durch einen Luftstrom hin- und herwehen läßt und sie gleichzeitig von einer verdeckten Stelle aus stark beleuchtet. Die dadurch bewirkte Täuschung ist eine durchaus vollkommene.